Haus und Welt

Frühlingsspaziergang

Der Frühling fand ein Haselreis,
Das wollte Blüten treiben,
Er brach es ab und klopfte leis
An meine Fensterscheiben.

„Komm, leg' die Bücher aus der Hand,
Laß heute das Studieren,
Wir beide wandern über Land,
Komm mit! Ich will dich führen." —

Kaum ließ der Schelm mir soviel Zeit
Den Hut herbei zu holen;
Da lief er auch schon frohbereit
Voran auf flinken Sohlen.

Und als wir draußen vor dem Tor
Hinwanderten ein Weilchen,
Da lag der Weg im Knospenflor,
Es duftete nach Veilchen.

Ich pflückte sie. — Die Sonne schien
So golden durch die Bäume,
Und lichte Wölkchen sah ich ziehn
Durch blaue Himmelsräume.

Mir war so froh ums Herz, so leicht,
Als trüg ich Schwalbenschwingen,
Und als wir dann den Wald erreicht
Begann ich laut zu singen.

Die Drossel schlug, der Kuckuck rief
Den Pfad hinauf, hinunter,
Das Echo, das im Walde schlief,
Ward plötzlich wieder munter.

Und als wir kamen an den Quell,
Auf moosumsäumten Wegen,
Da lächelte mein Trautgesell:
„Hier woll'n wir Ruhe pflegen!

Waldmeister stehen grün und kraus
In Fülle bei den Buchen,
Da braust du dir ein Tränklein draus!"
Rief er und hieß mich suchen.

Und nahm dann Abschied an der Bank,
Wo die drei Birken stehen,
Ich aber sprach: „Hab schönsten Dank,
Auf frohes Wiedersehen!" —

Das Glück

Von Thea Reimann.

„Hast du viel, so wirst du bald
Noch viel mehr dazu bekommen;
Wenn du wenig hast, so wird
Dir das Wenige noch genommen . . ."

(H. Heine.)

I.

In einem jener Orte der italienischen Riviera, wo in den großen internationalen Hotels die Nichtstuer aller Länder sich von den Anstrengungen des Müßigganges erholen und in den verfallenen Häusern des mittelalterlichen Teils, das den F m- den so malerisch erscheinende südliche Proletariat haust, geschah es eines Abends, daß im vornehmsten dieser Hotels ein nicht mehr junger, glattrasierter und massiger Amerikaner, Mr. Bird, aufs Podium sprang, dem Primgeiger das Instrument aus den Händen nahm und zum Ergötzen seiner Tischgesellschaft temperamentvoll den Charleston weiterspielte. Damit nicht genug, be gab sich Mr. Bird, der sich fern der Heimat über die strenger Gesetze seines Landes ausgiebig mit Sekt und Cocktails zu trösten gesucht hatte, schwankend unter die Tanzenden und geigte und steppte solange, bis er ausglitt, schwer aufs Parkett schlug und den Resonanzboden der Geige zertrümmerte.

Peinlich.

„Ich sorge natürlich für Ersatz . . .", sagte Mr. Bird, als er sich — weniger temperamentvoll — erhob.

II.

In einem der verfallenen Häuser hingegen stellte die Frau des Arbeiters Janolli fest, daß es nicht einmal mehr zu der kärglichen Polenta reichen würde, dem aus Maismehl und Wasser gekochten „täglichen Brot" der Armen, wenn heute in der Fabrik wieder der Lohn ausbliebe. Sie waren seit zwei Monaten nicht bezahlt, die Arbeiter der berühmten Likör- und Schokoladenfabrik. Wer nicht warten wollte, konnte ja gehen. Aber was dann? Man mußte froh sein, wenn man überhaupt Arbeit hatte.

Zwei Monate sind eine lange Zeit, und der Kaufmann, der über die unergründlichen Säcke schönen gelben Maismehls herrschte, verlor schließlich die Geduld und wollte nichts mehr auf Kredit geben. Fünf Kinder aber wollten essen.

Nicht, daß sie nur die Beine unter den Tisch gestellt hätten! Sie sahen sich nach Verdienst um, taten Botengänge, trugen Telegramme aus, wofür es, wenn es ein Gang über Land war, 3,50 Lire gab . . . Doch, wozu reichte das?!

„Nina, geh noch einmal zu Molinari und frage, ob etwas fortzuschaffen ist"

Vielleicht, daß dort etwas abfiel . . .

III.

Herr Molinari sprach gerade mit einem Fremden. Nina mußte warten.

Mr. Bird gab der Buchhandlung Molinari den Vorzug, weil er sich dort englisch verständlich machen konnte.

„Sagen Sie, Mr. Molinari, können Sie mir umgehend eine Geige verschaffen? Eine gebrauchte. Nicht für mich. Mir ist gestern abend ein kleines Unglück passiert. Ich muß eine Geige ersetzen . . ."

Herr Molinari wendete sich — auf Italienisch — an seine Verkäuferin.

„Wissen Sie vielleicht jemand, der eine gebrauchte Geige verkauft?"

Eine gebrauchte Geige? „Bei uns auf dem Boden . . .", dachte Nina, und sie sagte schüchtern:

„Wir haben eine, Herr Molinari. Meine Mutter wollte sie schon immer verkaufen. Aber, es sind keine Saiten darauf, und sie sieht nicht sehr schön aus . . ."

Herr Molinari nahm Rücksprache mit Mr. Bird.

„Macht nichts. Hol sie!" war das Ergebnis.

Nach einer Weile kehrte Nina mit einem kläglichen blauen Wollsäckchen zurück, dem Herr Molinari mit verlegenem Lächeln eine unscheinbare Geige entnahm.

„Schön ist sie freilich nicht . . ."

Mr. Bird sah sich das Instrument an und trat damit an die Ladentür. Er zuckte leicht zusammen. Unsicher blickte er sich um. Ob jemand seine Verwirrung bemerkt hatte? . . . Dann sagte er, anscheinend gleichgültig:

„Gut! — Wieviel?"

Die Kleine:

„Die Mutter fragt, ob 50 Lire zu viel seien . . ."

Mr. Bird gab hundert.

IV.

Es war wie seit Wochen: es hatte wieder keinen Lohn gegeben . . . Wenn Nina wenigstens die Geige loswürde!

Nina kam. Strahlend.

„Ich habe 100 Lire dafür bekommen!"

Die Mutter weinte vor Freude.

„Welch ein Glück!"

Alle bewunderten Ninas Tüchtigkeit. Man hatte solange Not gelitten, ohne daran zu denken, daß auf dem Boden in dem alten Wollsäckchen der Verdienst von einer ganzen Woche steckte.

„Und beinahe hätte ich das schäbige Ding zerhackt!" sagte der Vater.

Es wurde ausgerechnet, was man alles für 100 Lire kaufen konnte. Polentamehl, Oel, Reibekäse und getrocknete Feigen wurden geholt, und der Vater konnte zum erstenmal seit langer Zeit sich satt essen.

V.

Zur selben Zeit schloß Mr. Bird vorsichtig seine Hotelzimmertüre ab, packte behutsam die Geige aus, bestrich und beklopfte sie von allen Seiten, blickte immer wieder in die Schallöcher, lachte und benahm sich alles in allem wie ein harmloser Irrer.

Er buchstabierte, erst leise, dann laut, immer und immer wieder den Zettel im Inneren der Geige:

Antonius Stradivarius
Cremonensis
faciebat anno 1682.

„Welch ein Glück! Ich halte eine Stradivari in Händen, und sie gehört mir . . . mir . . . und um keinen Preis der Welt gäbe ich sie wieder her . . . am allerwenigsten für den Primgeiger . . . Ich werde ihn einfach mit Geld absinden . . ."

Nachdem Mr. Bird die Geige ebenso behutsam weggeschlossen hatte und wie er wiegenden Schrittes, im Smoking, zum Speisesaal ging, dachte er:

„Die Stradivari, die Sarasate spielte, hatte einen Wert von zirka einer halben Million Lire . . ."

Volk und Frühling

Von Dr. Else Loewecke-Möbus.

Die Sehnsucht nach Sonne und Frühling durchzieht in ewig wiederkehrendem Rhythmus das Leben der Menschen, sie findet in der lyrischen Dichtung aller Völker ihren Ausdruck. Noch deutlicher als die Literatur aber zeigen die alten Sitten und Bräuche, wie tief der Lebenseinschnitt war, den die Wiederkehr der Sonne und des Lichts für unsere Vorfahren bedeutete. Der Frühling war gleichbedeutend mit der Ohnmacht der winterlichen Dämonen, die in den zwölf Nächten um Weihnachten spukten, die man an Fastnacht durch Lärm zu verscheuchen suchte. Vor allem aber aus wirtschaftlichen Gründen war für den Menschen der damaligen Zeit das Wiedererwachen der Natur ein großes Erlebnis. Denn jetzt begann das Hinaustreiben des Viehs und das Säen der Saat, deren Erträgnisse ihn vor dem Hunger bewahrten.

Der primitive Mensch lebte zu Beginn des Frühlings in der beständigen Furcht, die Sonne könne im neuen Jahr nicht die gleiche Wärme ausstrahlen wie im vergangenen. Er wollte ihr daher durch Analogiezauber gleichsam helfen, indem er durch Abbilder der Sonne, durch Höhenfeuer, brennende Sonnenräder und Sonnenscheiben die Felder beleuchtete. Dieser Sonnenritus führt uns in das Dämmerlicht ältester Menschheits- und Kulturgeschichte hinab. In Felsenhöhlen des skandinavischen Nordens, die aus der Bronzezeit, also um etwa 2000 v. Chr., stammen, fand man eine Anzahl von seltsamen Zeichnungen, die an die Felsenwände gemalt waren. Abbilder der Sonne waren es, Sonnenräder, vielleicht ein Ausdruck der Sehnsucht im Dunkel eisiger Nächte, voll primitiver Ausdruckskraft wiedergegeben. Ueberreste dieser Zauberhandlungen haben sich an vielen Orten Deutschlands bis heute erhalten. Im Odenwald, in Franken und Sachsen wird um die Osterzeit ein Rad mit Stroh umwickelt, das man anzündet. An einer Wagenachse, die durch seine Mitte geht, wird dann das Rad den Berg hinabgerollt. Nach dem Volksglauben wird das Feld so weit fruchtbar, als der Schein des Feuers fällt oder der Rauch getrieben wird. In Schwaben springt man mit brennenden Fackeln über die Saatfelder und ruft: „Same, Same, reg dich, Same, Same, streck dich!" Aus dem gleichen Gefühl heraus, daß man die Saat durch Sonnenzauber und Beschwörungsformel zu neuem Leben erwecken könne, nennt man in Tirol den Brauch „Kornaufhacken". Auf ähnlicher Grundlage beruht das Werfen brennender Scheiben, das sich in Oberdeutschland findet. Auch hierbei wurden Zaubersprüche gemurmelt oder Lieder gesungen. Ein anderer interessanter Brauch ist das Todaustragen, das hauptsächlich im fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland bekannt ist. Die slawischen Völker haben diese Sitte teilweise von uns übernommen. Eine Strohpuppe, oft vom Aussehen einer alten Frau, wird getötet durch Enthaupten, Zersägen oder Verbrennen. Damit will man den Dämon des Winters, der das Keimen der Saat verhinderte, vernichten. In Italien und Frankreich, in Spanien und Südslawien werden Puppen zersägt. Die Zigeuner bezeichnen diesen Brauch, dessen ursprünglicher Sinn vergessen ist, als Dankopfer an die Schattenkönigin, die bei Frühjahrsbeginn verschwinde. — Das Christentum konnte diese uralten, tief eingewurzelten Sitten nicht ausrotten, es konnte sie nur ins Religiöse umdeuten. „Judas verbrennen" nennt man das „heilige Feuer", das am Karsonnabend von den katholischen Priestern geweiht wird. In Bayern wird zum Teil heute noch das im heiligen Osterfeuer verkohlte Holz zu kleinen Kreuzchen verarbeitet und mit Palmzweigen in die Aecker gesteckt. Dann besprengt man die Felder unter Gebeten für ein gutes Wachstum mit Weihwasser.

In ganz Europa hat das Vertreiben des Winters Veranlassung zu dramatischen Aufführungen gegeben. In Frankreich, Italien, in Oesterreich und der Schweiz kennt man Kampf- und Wettspiele oder Gerichtsverhandlungen, in denen der Winter verurteilt wird. In Shakespeares „Liebesleid und -lust" ist ein interessantes Beispiel für den Wechselgang zwischen Frühling und Winter überliefert. Dabei wurde, wie auch vielfach in Deutschland, Ball gespielt, oder man warf Ostereier in die Höhe, Sitten, denen vielleicht ein Analogiezauber zugrunde liegt, der die Sonne zum Höhersteigen veranlassen sollte. Das Osterei ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit. An vielen Orten legt der Bauer heute noch Eier oder Eierschalen in den Acker, im alten Glauben, daß ihre Fruchtbarkeitskraft sich dem Feld mitteile.

Noch nicht einwandfrei erklärt ist der Kinderglaube, daß gerade der Osterhase die Eier lege. Früher nahm man an, der Hase sei das heilige Tier einer Ostergottheit gewesen. Neuere volkskundliche Forschungen haben jedoch diese Deutung zurückgewiesen und eine einfachere Auffassung an ihre Stelle gesetzt, die der Wahrheit näher kommen dürfte. Die Ostereier sind bemalt oder aus Zucker und Schokolade verfertigt, also in den Augen der Kinder etwas Außergewöhnliches, das nicht den Hühnern zugeschrieben werden kann. Gerade in der Osterzeit jedoch sind in der Nähe der Dörfer viele Hasen zu sehen, die Schonzeit haben und draußen auf den Feldern noch wenig Nahrung finden. Es liegt deshalb sehr nahe, daß man den Kindern die Hasen, die sie selbst oft im Kohlgarten sahen, als Spender der unter den Sträuchern versteckten Ostereier bezeichnete.

An vielen Orten, vor allem in Ostdeutschland, verbindet man das Schenken der Ostereier mit dem Schlag der Lebensrute, der sogenannten „Schmackoster". Besonders weibliche Personen werden mit der mit bunten Bändern geschmückten Weidenrute geschlagen. In Süddeutschland nennt man diesen Brauch „pfeffern" oder „kindeln". Auch hier handelt es sich ursprünglich um einen Fruchtbarkeitszauber. Durch die Berührung mit dem jungen, der lebendigen Pflanze entsprossenen Zweig wollte man deren Fruchtbarkeitskraft auf den Menschen übertragen. Einen humorvollen Bericht von der Anwendung dieser Sitte hat uns Immermann in der Hochzeitsschilderung seines „Münchhausen" hinterlassen. Schon während der Traurede ziehen die Anwesenden Prügel aus der Tasche, und kaum hat der Pastor sein Amen gesprochen, so tanzen die Knüppel auf dem Rücken des jungen Ehemannes, von kräftigen Fäusten munter geführt. Man erklärte diese seltsame Sitte damit, daß er die Wirkung der Schläge spüren solle, um seine junge Frau später damit zu verschonen. An anderen Orten sagte man, der Ehemann müsse für seinen Austritt aus der Junggesellenzunft bestraft werden. In Wirklichkeit handelt es sich auch hier um den alten Frühlings- und Fruchtbarkeitszauber. Ein höchst eigenartiger Brauch ist uns von den ukrainischen Bauern überliefert. Diese rollten ihren Pfarrer im Frühjahr über die Saatfelder, in der Hoffnung, daß dessen besondere Kräfte zum Gedeihen der Saat beitrüge. Leistete er Widerstand, so warfen sie ihm vor, er wolle die zukünftige Ernte verhindern.

Diese oft seltsam anmutenden Frühlingsbräuche werden auch heute vielfach auf dem Lande ausgeübt, wenn sie auch durch die fortschreitende Industrialisierung stark zurückgegangen sind. Der moderne Großstädter begnügt sich damit, sie verständnislos zu belächeln, weil er nicht weiß, daß es sich um die letzten Reste einer agrarischen Religion handelt. Und doch sollte jeder, der wirklich Geschichte treiben und die kulturgeschichtliche Vergangenheit der Völker kennen lernen möchte, nicht an diesen Bräuchen vorübergehen. Denn altes Kulturgut flammt auf im Osterfeuer und im Todaustragen und Fruchtbarkeitszauber birgt sich primitivste längst überholte Denkweise, die uns lehrt, wie die Menschen früherer Jahrhunderte die Geheimnisse und Rätsel der Natur zu lösen versuchten.

Nachtschwärmer

Von Dr. W. Wächter.

Am Tage schlafen sie; erst die Dämmerung der hereinbrechenden Nacht weckt sie auf, und dann flattern sie von Blume zu Blume, deren berauschender Duft sie anzuziehen scheint. Haben sie genug des süßen Honigs geschlürft, fangen die Vögel an zu zwitschern und erhebt sich die Sonne mit ihrem blendenden Licht über den Horizont, dann werden sie müde und verkriechen sich, um zu schlafen. — Hier ist natürlich nicht von menschlichen Nachtschwärmern unserer Großstädte die Rede, sondern von deren Vorbildern, den Nachtschmetterlingen, deren geheimnisvolles Leben von jeher einen ganz besonderen Reiz für alle diejenigen gehabt hat, die den keuschen Mond der prallen Sonne mit ihrer erbarmungslosen Wahrheitsliebe vorziehen, also für Räuber, für Liebespaare, sentimentale Poeten und Wirtshaushocker

Seitdem Konrad Sprengel, der lange verkannte und später so berühmte Naturforscher die Befruchtung der Blumen durch Insekten entdeckte; seitdem durch ihn ein neuer Zweig der botanischen Wissenschaft, die Blütenbiologie, begründet wurde, haben sich Botaniker und Zoologen unausgesetzt mit der „Anpassung" des Körperbaues der Insekten an die Gestalt der Blumen beschäftigt, und wir wissen jetzt so ziemlich sicher, welche Insekten die verschiedenen Blumen besuchen, ihnen den Nektar rauben und dabei den Blütenstaub auf die Narben der Blüten bringen und so den Begattungsakt bei den Pflanzen vollziehen.

Große Schwierigkeit bereitete der Forschung die Lösung der Frage, ob die Insekten durch die Farbe oder den Duft der Blüten angelockt werden. Man ist selbstverständlich immer geneigt, bei der Beurteilung tierischer physiologischer Prozesse menschliche Verhältnisse zugrunde zu legen. So arbeiten die Pharmakologen, wenn sie die Wirkung eines neuen Arzneimittels studieren wollen, zunächst mit Tieren, wie allgemein bekannt ist. Das „Versuchskaninchen" ist so populär geworden, daß viele Leute gar nicht mehr daran denken, wo es seine Volkstümlichkeit eigentlich her hat. Die Gegner der „Vivisektion" haben nicht vermocht, den Tierversuch aus der Werkstatt des wissenschaftlichen Mediziners zu verbannen, weil sich gezeigt hat, wie gerechtfertigt es oft ist, vom Tier auf den Menschen zu schließen, soweit es sich um rein physiologische Vorgänge handelt. Auch in bezug auf das Seelenleben bestehen fraglos weitgehende Uebereinstimmungen zwischen höheren Tieren und dem Menschen, und wenn man auch an den klugen Hans, das Kubikwurzeln ziehende Pferd, nicht gerade glaubt, so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß so intelligente Tiere, wie Pferd und Hund, sehr vieles mit dem Menschen gemein haben, woraus sich ihre gegenseitige Zuneigung und Freundschaft erklärt.

Je weiter wir aber in der Tierreihe hinuntergehen, um so vorsichtiger müssen wir mit Analogieschlüssen sein. Man weiß jetzt z. B., daß das Bienenauge farbenempfindlich ist, aber in ganz anderer Weise als das menschliche. So können die Bienen das ultraviolette Licht „sehen", das sich uns nur durch seine Strahlenwirkung bemerkbar macht. Es lag also die Frage nahe, ob die Nachtschwärmer in der Dunkelheit durch die Farbe der Blüten oder durch deren Duft angezogen werden. Man nahm bisher an, daß wohl beides der Fall sein müsse, denn wir kennen eine Anzahl von stark duftenden Pflanzen, die von Nachtschmetterlingen besucht werden, wie das Geisblatt oder „Je länger, je lieber". Andererseits wissen wir, daß die Nachtfalter weiße oder helle Blüten besuchen, die auch dem menschlichen Auge im Dunkeln leichter sichtbar sind als rote oder blaue, die uns in der Nacht grau erscheinen und sich kaum von dem Blattwerk abheben. Beobachtungen im Freien sind eben wegen der Dunkelheit schwer anzustellen, und so fehlte bisher der Nachweis, wie weit Farbe oder Duft hier wirksam sind. Jetzt veröffentlicht im letzten Heft der Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft Professor Knoll höchst lehrreiche Versuche, die von allgemeinem Interesse sind. Unter anderem arbeitete Knoll mit dem Weidenschwärmer. In einem eigens konstruierten Dunkelzelt, das von außen mit einer ganz schwachen elektrischen Birne beleuchtet werden konnte, wurden Blüten einer weißblühenden Tabaksorte aufgestellt, die er bis zur Hälfte mit Zuckerwasser anfüllte. Als er sah, daß der Schmetterling die Blüten aufsuchte, stellte er zu den freistehenden Blumen eine zwischen zwei Glasplatten eingeschlossene Blume. Nun zeigte sich, daß der Schwärmer auch an diese Blüte heranzukommen suchte und zwar stürzte er sich direkt mitten auf die Glasplatte, was an den sogenannten Rüsselspuren, die von dem mit Zuckerwasser befeuchteten Rüssel herrührten, zu sehen war. Aus diesen Rüsselspuren ließ sich mit Sicherheit schließen, daß es lediglich die Farbe war, die das Tier anzog. Wäre hier der Duft ausschlaggebend gewesen, so hätten sich auch Rüsselspuren an den Kanten der Glasplatte finden müssen, denn nur dort hätte der Schmetterling die Büten riechen können. — Durch diesen Versuch ist natürlich nicht bewiesen, daß der Duft überhaupt keine Rolle spielt, aber man sieht, daß die Farbe auch zur Anlockung genügt. Das wird noch weiter durch einen hübschen und anschaulichen Versuch gezeigt. Es gibt eine Tabaksorte, deren Blüten alle Uebergänge von Weiß bis zu kräftigem Purpur zeigen. Knoll gewöhnte nun die Schmetterlinge durch Verwendung der Blüten mit den Uebergangsfarben allmählich an die purpurn gefärbten. Als das geschehen war, wurde zwischen die Glasplatten ein Stern aus blau-violettem Papier geschoben, und nun konnte wieder durch die Rüsselspuren gezeigt werden, daß der Falter auch versucht hatte, in die „Papierblume" einzudringen, die natürlich nicht duftete. — Dieser Versuch bestätigt also einmal den ersten mit den weißen Blüten angestellten, zeigt aber außerdem, daß der Schmetterling im Dunkeln die Umwelt nicht grau in grau sieht, wenn sie violett ist, sondern daß er wirklich farbig sieht, wo wir nichts mehr sehen. Aber noch etwas anderes lehrt dieser Versuch. Die Tiere hatten sich an die violette Farbe so gewöhnt, daß sie die weißen Blüten, die man daneben stellte, nicht mehr sahen. Sie konnten aber jederzeit allmählich wieder an das Weiß gewöhnt werden, wenn man die Blüten mit den Uebergangsfarben nunmehr rückwärts einschaltete.

Dieses „Sich-an-die-Farben-gewöhnen" kennen wir auch beim Menschen. Der Philosoph Arthur Schopenhauer hat als erster darauf hingewiesen, daß das farbige Sehen ein sehr verwickelter Vorgang ist, der nicht lediglich physikalisch, sondern auch physiologisch erklärt werden muß. Später hat der berühmte Physiker Helmholtz die gleiche Ansicht ausgesprochen. Nur dadurch wird es begreiflich, daß wir seit Entdeckung der sogenannten Freilichtmalerei die Farben in der Natur ganz anders sehen als die Menschen vor vierzig Jahren. Die Freilichtmaler übertrieben natürlich anfangs, aber ohne es zu wollen, lernten auch die alten Maler, die Feinde der damaligen Sezessionisten, mit „anderen" Augen sehen, obwohl ihre Augen als „physikalischer Apparat" dieselben geblieben waren.

Ein seemännisches Heldenstück

Die noch verhältnismäßig große Zahl von Schiffskatastrophen hat schon viele Erfinder gereizt, ein Rettungsboot zu konstruieren, das die denkbar größte Sicherheit für die Rettung der Passagiere zu bieten vermag. Im vorigen Herbst wurde die Oeffentlichkeit darüber unterrichtet, daß in Rotterdam ein etwa siebzigjähriger Mann namens Schuttevaer ein ganz neuartiges Rettungsboot bauen lasse. Dieses Boot kann mehr als 80 Grad schief liegen und sich doch wieder aufrichten. Es kann im gegebenen Augenblick wie ein Unterseeboot gestaltet und behandelt werden und noch vom sinkenden Schiffe aus ins Wasser gleiten, ohne mit in den sich dann bildenden Wassertrichter hineingerissen zu werden. Zwar zieht in solchen Fällen der Strudel das Boot ein Stück mit hinunter, aber inzwischen beginnen in dem improvisierten Rettungsunterseeboote die Maschinen zu arbeiten, und das Boot bewegt sich mit den Geretteten an Bord unter der Wasseroberfläche weiter, um zu gegebener Zeit wieder in die Höhe zu gehen und als kleiner Dampfer oder bei günstigem Winde auch als Segler zu fahren. Alle Einzelheiten der Konstruktion sind selbstverständlich das Geheimnis des Erfinders, aber die ersten Versuche, die bei Rotterdam auf der Maas angestellt wurden, haben ergeben, daß das Boot tatsächlich so gut wie unversenkbar ist.

Schuttevaer hätte den Versuchsbau nicht unternehmen können, wenn ihm nicht kapitalkräftige Menschen im festen Glauben an die Zukunft dieses Rettungsbootes das erforderliche Geld vorgestreckt hätten. Schon die ersten Probefahrten auf der Maas stärkten das Vertrauen des Publikums, und für die Probefahrt nach Amerika, die der Erfinder kürzlich mit noch drei wagemutigen Männern unternommen hat, liefen bereits von allen Seiten Geschenke für die Schiffsausrüstung ein. Schuttevaer selbst war sich darüber klar, daß er zunächst eine Probe auf Leben und Tod machen mußte, bevor er auf die Anerkennung der Kulturwelt rechnen durfte. Diese Probe ist die große Fahrt, die vor kurzem von Rotterdam aus ihren Anfang genommen hat. Was eine solche Fahrt bedeuten will, ist vielleicht dem Binnenlandbewohner nicht ohne weiteres klar. Mit einem Motorsegler, der nicht größer ist als die kleinen Boote, die an schönen Sommertagen die deutschen Ströme oder Binnenseen bevölkern, unternehmen vier Männer im Dienste der künftigen sicheren Rettung von Schiffbrüchigen eine Meeresfahrt, die an die kühnen Fahrten der nordischen Wikinger vor etwa 1000 Jahren erinnert. Das nußschalenartige Boot, das den Namen seines Erfinders trägt, setzt sich den hohen Wellen des Ozeans aus, denen erst kürzlich das englische Schiff „Shonga" bei Ymuiden erlegen ist. Allein für die Fahrt nach London hat das Boot etwa eine Woche gebraucht, während die Dampfer die Strecke von Hoek van Holland nach Harwich in wenigen Stun-

den zurücklegen. Für die Fahrt nach Amerika glaubt Schuttevaer etwa 50 Tage zu benötigen.

Was hier vollbracht wird, ist eine kulturelle Großtat, die im Falle ihres Gelingens der Geschichte angehören wird. 50 Tage in einem kleinen Boote auf dem Ozean, abgeschnitten von der ganzen Außenwelt (da die Marconi-Anlage sich als ein Hindernis erwiesen hat und in London abmontiert werden mußte), ein Spielball der Wogen und Seestürme, bis endlich die amerikanische Küste erreicht ist, und dann unter gleichen Bedingungen wieder zurück, bis die freundlichen Leuchtfeuer des „Neuen Wasserweges", des Zuganges zum Rotterdamer Heimathafen, winken — das geht so weit über alle Vorstellungen der Menschheit von heute mit ihren mannigfachen Rekorden hinaus, daß zur Zeit die Helden vom „Schuttevaer" in allen seefahrenden Ländern das Tagesgespräch sind. Das Gelingen dieser Fahrt wird eine neue Epoche des Rettungswesens auf hoher See bedeuten, da es dann selbstverständlich sein muß, daß jedes die Weltmeere befahrende Schiff mit einer ausreichenden Zahl von Schuttevaer-Booten ausgestattet wird. Das Gefühl, auch bei einer Katastrophe nach menschlichem Ermessen der Rettung gewiß zu sein, wird manches Widerwärtige beseitigen, das sonst bei Schiffsunglücken durch die Brutalität des Selbsterhaltungstriebes bei den meisten Menschen alle menschlichen Züge in den Hintergrund drängt. Selbstverständlich kann und wird man darüber nicht die weitere Verbesserung der Konstruktionssicherheit der modernen Ozeanschiffe vernachlässigen, aber der Untergang der „Titanic" vor 16 Jahren hat ja gezeigt, daß selbst der noch so exakt konstruierte Riesendampfer in Situationen kommen kann, in denen die Naturgewalten stärker als jede konstruktive Voraussicht der Schiffsbautechniker sind.

Die Hoffnungen von Millionen Menschen begleiten Schuttevaer und seine Gefährten auf ihrer Fahrt über den Atlantik, und wenn diese kühnen Männer glücklich in die Heimat zurückkehren, wird ein einziger gewaltiger Jubelruf den Erdball umhallen. B.

Cassis

Von Peter Scher.

Als Gott die Provence schuf, konnte er noch keine Enttäuschung haben; denn sie ist ohne Bitterkeit geschaffen.

Wenn man, von Marseille kommend, in der Richtung Toulon, nach drei vier Tunneln den von Aubagne hinter sich gelassen hat, sieht man in eine Landschaft von üppigster Anmut. Hügelig, grau, grün, golden — die steinige Erde dampfend von Fruchtbarkeit. Wein auf Feldern und die Hänge hinan. Mächtige Föhren mit gewölbten Kronen, Zypressen dann und wann und wieder Wein und nichts als Wein.

In Cassis, dem lieblichen Nest, das der Dichter Mistrog unter Tränen besubelt hat, wächst ein weißer, dessen Ruf begründet ist.

Mein Gott, was wächst in Cassis nicht! Cassis liegt mitten im gelobten Land. Die Sonne von Cassis geht nicht unter. Immer singen die Grillen, immer leuchtet das Meer. Jeden Morgen sitzt der gleiche alte Mann am Quai und angelt sich seinen Mittagsfisch. Die Weiber am Brunnen tragen schön geformte alte Krüge; die Fischer ordnen ihre Netze neben denen — heilige Tiere hier — als Rattenschreck unzählige Katzen in der Sonne braten. Schiffe kommen und schwinden in der Nacht. Die Lastträger am Quai, mitten im Schuften werden vom Spieltrieb angewandelt; sie holen sich die Kugeln aus Roustands Hafenschenke und spielen eine halbe Stunde lang mit ernsthaftem Eifer und frechem Geschrei „Boule". Dann geht die Arbeit fröhlich weiter.

Auf einem Felsen überm Ort — die Romantik läßt sich nicht vermeiden — stand die Burg der Herren des Baux, die im dreizehnten Jahrhundert von da oben aufs Mittelmeer hinaussahen und entfernt nicht ahnten, daß die letzten imposanten Dokumente ihrer Unternehmungslust einmal einem Kaufmann aus Chicago angehören sollten. Manneshoch leuchtet da der Ginster; den Burghof überschwemmt ein gelbes Meer. Die Jungen von Cassis mißachten die Gebote des merkantilen Nachfolgers der Herren des Baux; sie haben eine schwarze Fahne auf den Wall gepflanzt und Totenköpfe mit der Aufschrift pirates an die Felsen gemalt.

Man blickt hinunter und möchte alles umarmen; das Meer, vom Mistral gepeitscht, die singenden Fischer, den in der Sonne kochenden Wein.

Auf dem Platz unten, der von dem Ausbruch der patriotischen Verwirrung Cendrillon, zu deutsch Aschenbrödel, hieß und nun nach Clemenceau genannt ist, erhebt ein gelangweiltes Eselchen seine Stimme, und es ist, als wolle der Kleine das Universum in Aufruhr setzen. Ein junger Maurer, der beim Neubau neben der Ruine beschäftigt ist, trägt auf dem Kopf ein Schaff mit Mörtel; er pfeift Valencia, und sein Körper mitsamt dem Mörtel tänzelt im Rhythmus.

Valencia ist dort noch neu.

Die Mädchen haben Bubiköpfe und gehen am Samstag ins Kino, das in der Provence merkwürdigerweise überall „Kursaal" heißt (was immerhin noch ungewöhnlicher wirkt als ein Restaurant „Le Rosbif" in Marseille).

In einem Hotel sah ich an einem Automaten, der Aufschriften in fünf Sprachen trug, den deutschen Text mit wütenden Strichen ausgekratzt; aber daneben hing ein Plakat, das zur Besichtigung von Fracfort sur Mein, la bella ville, aufforderte. Vor einem anderen Plakat, auf dem Leon Daudets Auftreten in Arles angekündigt war, zwinkte mir ein Bürger, der mich lesen sah, verschmitzt zu, dann tippte er bedeutungsvoll mit dem Zeigefinger an die Stirn. Die Provencalen sind sehr „links", und der Umstand, daß Alphonse Daudet der verehrte Idylliker ihrer Heimat war, hindert sie durchaus nicht, seinen rappelköpfigen Sohn nur komisch und ebenfalls der lustigen Schilderung durch seinen berühmten Vater würdig zu finden.

Ein provencalisches Mädchen, mit dem wir über Daudets „Briefe aus meiner Mühle" sprachen, gab auf unbeschreiblich graziöse Art ihre Ansicht zu erkennen: sie sagte — und ihre hellen Kinderaugen glänzten uns zutraulich an — man höre die Glöckchen der Lämmer klingen bei diesen entzückenden Geschichten.

Wahrlich — über die Provence ist Gottes Hand in Anmut hingeglitten.

Alte Theater-Anekdoten

Nacherzählt von Tankred.

Das soll selten vorkommen, daß ein Künstler den anderen neidlos anerkennt.

Künstlerehrgeiz. Künstlerneid.

Anschütz, der große Tragöde, der Liebling der Wiener, war nicht nur ein Künstler von Ruf, er war auch ein Mensch von Charakter. Als einst sein alter, bewunderter Freund Ludwig Devrient in Wien als Shylock gastierte, ließ er sich vom Spiel Devrients so hinreißen, daß er sein Stichwort überhörte und ein peinliches Flüstern im Zuschauerraum hörbar wurde.

Erst nach Minuten gewann Anschütz wieder seine Sicherheit, begann mit den Worten sein Spiel: „Ich bin fertig und gerüstet!"

Laut war der Beifall der verstehenden Wiener für diese offenkundige, neidlose Bewunderung Anschütz' gegenüber seinem genialen Mitspieler Devrient.

So was soll heute nicht mehr vorkommen! Ist das wahr?

*

Schnell geheilte Schauspielerin.

Sie haben Launen. Kapricen. Das merkt oft unangenehm der Direktor.

So wollte auch einmal die bekannte Schauspielerin Rosaura die Turandot nicht spielen. Alle Bitten waren vergeblich. Alle Drohungen ebenfalls. Sie wollte nicht. War krank.

Der Direktor Le Brun griff zur List.

Besuchte die Schauspielerin. Beklagte sie. Bedauerte sie. Sagte so nebenbei: „Schade, daß Sie krank sind, ich hatte Sie für die Titelrolle in „Maria Stuart" ausersehen. Nun, da muß Ihre Kollegin aushelfen! Gute Besserung."

Draußen war Direktor Le Brun.

Eine Stunde später stand Rosaura auf der Bühne und spielte die Turandot!

Die Angst, der Neid, der Ehrgeiz, die Kollegin könnte die Maria spielen, machte sie gesund.

Dieses „Hausmittel" der Direktoren soll auch heute mit erstaunlichem Erfolg angewandt werden.

Merkworte:

Die Flamme, die die Kerze nährt,
Ist's auch, die mählich sie verzehrt.

*

Drum sind die Leiden uns zur Welt gegeben,
Drum herrscht in uns so Neid wie böse Lust,
Daß wir im Kampf mit uns und diesem Leben
Zum künft'gen Morgen läutern unsre Brust.

*

Das Recht auf Arbeit ist erst mit dem Willen zur Arbeit gegeben.

*

Der Rechtsbrecher ist der unberufenste Rechtsverteidiger